

(Nachdruck verboten.)

26]

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

XIX.

Klara fühlte ihre schwere Stunde näher kommen und sie dachte jetzt so viel an Sterben und irdische Dinge, daß ihr Wesen, wenn das überhaupt möglich war, noch sanfter wurde und ein leichter Heiligenschein sich in den Augen der Frau Ohnesorge um ihr Haupt wand. Geschäftsrückichten verboten der letzteren, gegen ihre Miether, die Studenten, strafend aufzutreten, andernfalls hätte sie diesem elenden Prachthans Schreier und nächtlichen Ruhestörer Schäfer wahrscheinlich furchterlich die Wahrheit gesagt. Er kam nachts mit größter Regelmäßigkeit betrunken heim, stolperte die Treppe herauf, warf um, was nicht ganz fest stand, und vollführte einen Höllestandal, wenn die Ohnesorge irgend etwas in seinem Zimmer nicht an die rechte, leicht zu findende Stelle gelegt hatte. Das ganze Hans war auf diesen Kannibalen wüthend, namentlich deshalb, weil er nicht wie andere Studenten um eins, zwei, drei Uhr oder später eintraf, sondern stets schon um halb zwölf, wenn alle Leute im ersten und besten Schlafe liegen. Aber in dem lateinischen Viertel am Draniensburger Thore nähren sich Schneider, Schuster, Kaufmann, Barbier, Wirth, Zimmervermiether und überhaupt fast alle Welt von dem Gelde der Studenten, und es geht deshalb nicht wohl an, mit einem dieser Krakehler Streit anzufangen. Frau Ohnesorge hatte in ihrer Praxis übrigens schon schlimmere Subjekte als Herrn Schäfer kennen gelernt, nur hatte sie früher auf deren Unarten aus Gewohnheit gar nicht mehr geachtet, während sie jetzt Klara's wegen den großen Muth hatte, mit ihrem Miether Rücksprache zu nehmen.

Bei Tage war nun Herr Schäfer ein ganz leidliches Individuum, so daß er die beschriebene Strafpredigt der Frau Ohnesorge gnädig aufnahm. Wenn eine kranke Frau neben ihm wohne, so werde er selbstverständlich ausziehen, natürlich erst am nächsten Ersten.

Auf diese Antwort war die arme Ohnesorge nicht gefaßt gewesen. Kein Gedanke, in solchem Falle das Zimmer vom ersten Oktober wieder zu vermieten! Ein Ausfall von viermal dreißig gleich hundertzwanzig Mark — das wäre Wahnsinn! Ihr Ruin! So mußte sie schweren Herzens Herrn Schäfer beruhigen und die Krankheit der Frau Klara kreiser als nicht gar so gefährlich hinstellen. Aber der Schall Schäfer durchschaute diese Hinterlist und erklärte, aus Ritterlichkeit unbedingt die Wohnung wechseln zu müssen. Nun wurde die arme Klara in Frau Ohnesorge's Darstellung ein Fiich an Gesundheit, und erst dann belehrte sie ihren Miether zum Bleiben, als sie ihm die Art der Krankheit zart angedeutet hatte. Berthold Schäfer war cand. med. und als solcher natürlich gegen Krankheiten dieser Art von größter Theilnahmslosigkeit. Er hielt der Ohnesorge von seinem Sofa aus einen Vortrag über das, was der Mensch als Krankheit zu bezeichnen das Recht habe, ging namentlich auf die sogenannten Leiden der Frauen ein und redete über diese Kränkelleien sehr absprechend. Seine Zuhörerin gab ihm in allem recht und erhielt dann den Auftrag, für Schäfer eine Bratwurst zu rösten; denn durch den Vortrag war seine seit Monaten schlummernde Arbeitslust angeregt und er beschloß, den Tag über daheim zu bleiben und zu studiren. So ergeben sich im Leben bisweilen seltsame Konsequenzen, und wer sich die Mühe macht, in seinem Alltagsleben darauf acht zu geben, wird verwundert beobachten, aus welchen merkwürdigen Ursachen oft die guten oder bösen Handlungen der Menschen entspringen.

Die viele Einsamkeit war gerade in dieser Zeit für Klara nicht gut. Sie träumte mit offenen Augen und baute ganze Geschichten zusammen, wie sie sterben und ihr kleines Ding von Mädchen oder Junge dann ganz allein sein würde.

Dieser kam in einer schrecklichen Nacht. Wie gewöhnlich hatte man seine Ankunft noch nicht erwartet, und die Ohnesorge war aufs höchste erstaunt, als an ihre Thür geklopft und sie aus ihrer Nachtruhe gestört wurde. Sie war dann aber sofort mitten in der Situation und mühte sich um die arme Klara mit mütterlicher Sorgfalt. Draußen ging ein schweres

Gewitter nieder, und als um dreiviertel zwölf Herr Schäfer nach Hause kam, hatten Gewitter und Regengüsse ihn zwar leidlich nüchtern gemacht, keineswegs aber für die Nachlässigkeiten seiner Hauswirthin verjöhlich gestimmt. Die Streichhölzer waren nicht zu finden, die Fenster standen angelweit auf, und der Schäfer'sche Sommerpaletot, der in der Nähe des Fensters gelegen hatte, war naß wie ein Schwamm. Richard war erst spät zu erwarten, da der Bund der Landwirthe im „Gemma“ ein Liebesmahl feierte, und nun, da Klara glaubte sterben zu müssen, fühlte sie sich grenzenlos vereinsamt. Die gute Ohnesorge wurde bei dem Gewitter so verwirrt als möglich, und wer um Gotteswillen sollte zum Doktor laufen?! Es war vom Standpunkte der Vermietherin ein Waagniß ohnegleichen, sich nachts um ein halb eins mit Herrn Schäfer in Verbindung zu setzen, aber Noth bricht Eisen, und so riskirte sie es, an seine Thür zu klopfen und ihn zu bitten, er möge aufstehen.

Der Kandidat, der sich bereits im ersten Schlummer befand, traute seinen Ohren nicht, glaubte an Einbrecher, unkunde Fremde oder sonst dergleichen und schleuderte in der Dunkelheit einen seiner Stiefel mit solcher Wucht an die Thür, daß, hätte sich nicht zwischen dem Stiefel und Frau Ohnesorge's Kopf ein starkes Brett befunden, der letztere unfehlbar zerschmettert worden wäre.

Kreischend, halb betäubt vor Schreck, stürzte die wackere Frau in Klara's Zimmer, und nur der große Ernst der Situation gab ihr nach einiger Zeit noch einmal den Wagemuth, den Kandidaten zum Aufstehen zu bewegen. Herr Schäfer, der an dem Gekreisich sofort die Person seiner Wirthin erkannte, hatte sich mittlerweile rasch angezogen, da er dachte, der Blitz habe eingeschlagen oder sonst etwas Fruchtbare sei passiert. Er öffnete also gleich, war aber höchst unangenehm berührt, als ihm die flehende Bitte vorgelegt wurde, schleunigst zum Arzte zu laufen. Da das Gewitter nachgelassen hatte, trat die Wirkung seiner sechzehn abendlichen Schoppen wieder stärker in die Erscheinung, und der Kampf zwischen seiner menschlichen Hilfsbereitschaft und seiner Faulheit wäre für einen unbefangenen Beobachter vielleicht leidlich komisch gewesen. Er hatte viele alberne Entschuldigungsgründe, eine Erkältung, den nassen Paletot und so weiter, schließlich erbot er sich in einem glücklichen Einfall sogar, seine medizinischen Kenntnisse hier selbst nutzbringend verwerten zu wollen. Die geängstigte Frau hatte alle Mühe, ihm diesen unzeitgemäßen Plan auszureden, und so trollte er denn endlich die Treppe hinab auf die Doktorstube.

Das Gewitter war mittlerweile neu zurückgekehrt und entlud sich in gräßlichen Schlägen über die große Stadt. Was Wunder, daß Herr Schäfer und der Arzt erst nach längerer Zeit eintrafen, namentlich da der Doktor, des Kandidaten arge Berrunkenheit erkennend, zunächst geglaubt hatte, dieser Mensch erlaube sich einen schlechten Witz!

So kam es, daß der kleine Richard unter Blitz und Donner ohne fremde Hilfe in die Welt marschirte. Seine Mutter lag bleich in den Rissen, die gute Ohnesorge wußte nicht, wo ihr der Kopf stand, und als Herr Kreiser nachts halb drei Uhr nach Hause kam, fand er auf dem Sofa im „Salon“ den dicken Kandidaten sitzen, der ein kleines Wesen im Arme hielt und in dieser Position seit einer Stunde die tiefstimmigsten Betrachtungen angestellt hatte über Leben und Sterben, Geborenwerden und Bergehen, über die Medizin und sich im besondern, über seine Faulheit, sein vieles Trinken und die sichere Prognose baldigen moralischen Niederganges. Er war ganz und gar nüchtern geworden und faßte in dieser Stunde Vorsätze, die, wären sie nur zum kleinsten Theile durchgeführt worden, aus ihm eines der nützlichsten Glieder der menschlichen Gesellschaft gemacht hätten. Als er aber nachher im Bette lag, fand er, es sei von dieser Ohnesorge eigentlich doch ein starkes Stück, ihn für fremder Leute Interessen zu wecken und gröblich zu behelligen. Wenn die Sache bei seinen Kommilitonen ruckbar wurde, war er unsterblich lächerlich gemacht, und mit diesem unangenehmen Gedanken schlummerte er langsam ein.

XX.

Den Mai und Juni dieses Jahres verlebte der Justizrath Simon mit Abraham am Eugener See. Wochen- und monatelang nach Eva's Tode veränderte er sich

wenig oder gar nicht, dann ganz plötzlich trat eine scharfe Reaktion ein. Er begann zu kränkeleu, und als er sich eines Tages genauer im Spiegel betrachtete, war er alt geworden. Bei manchen Leuten fällt der Schnee über Nacht, und die Gesterne noch lustig neben ihnen her marschierende Jugend ist auf einmal weit zurückgeblieben. Das ist ein hartes, stechendes Schmerzgefühl, wenn diese Erkenntnis zum ersten Male aufdämmert; um so schlimmer, wenn das Alter gar mit Krankheit einzieht. Der Anwalt war immer ein kerngesunder Mensch gewesen, und als er nun durch sein Zimmer tastete und ein merkwürdiges Schwächegefühl ihn zum Sitzen zwang, da glaubte er ohne weiteres, der Tod stehe vor der Thür. Mit größter Geschwindigkeit mußte Riefe zum Arzt laufen, und der Anwalt dachte mittlerweile an Testament, Sarg und Abschied von der Erde. Der Doktor fand den Sachverhalt durchaus nicht so arg, aber er stuzte doch über die große Veränderung, die mit dem Justizrath vorgegangen war, und als dieser des Doktors erstaunte und besorgten Blick bemerkte hatte, stand es in ihm fest, daß alle nun folgenden beruhigenden Worte des Sanitätsrathes nichts als gutgemeinte, aber unwahre Trostmittelchen seien. Wie der Herbst, wenn die Blätter fallen, uns traurig und wehmüthig stimmt, so noch viel mehr unser eigener Herbst. Denn auf den Jahreswinter folgt immer wieder und in alle Ewigkeit neu der Frühling, unser Frühling aber ist unwiederbringlich verloren. Wir pilgern in den Winter des Lebens hinein, und hat der sein Ende gefunden, so schlägt auch unser letztes Stündlein. Mancher erträgt diese Erkenntnis mit gutem Humor, manchem kommt sie überhaupt nicht. Wieder andere sind nach hartem und sorgenvollem Arbeiten müde geworden und begrüßen den Winter ihres Lebens wie einen ersehnten Freund, der ihnen einen Ruheplatz in der Osebecke zuweist. Aber viele bäumen sich noch einmal verzweifelt auf, rufen klagend nach der verlorenen Jugend und sind tief unglücklich.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Wilhelm Meyer, der Verfasser des Romans „Alltagsleute“, der eben im „Vorwärts“ veröffentlicht wird, hat vor mehreren Jahren ein Schauspiel „Unsichtbare Ketten“ geschrieben. Das Drama, das den Autornamen Wilhelm Meyer zum ersten Male bekannt machte, war damals im Schauspielhause gegeben worden. Es sollte gleichsam eine Probe von dem neuen, modernen Geist sein, der ins Hof-Theater einzöge; und es gab damals noch naive Leute, die an solchen Anschauung glauben mochten. Die Zeit hat sie zu nüchternen Erkenntnis geführt.

In dem Drama Meyer's war von jenen Fesseln die Rede, die tief ins Fleisch des Menschen einschneiden und die man dennoch nicht sieht.

Von unsichtbaren Ketten sprach auch neulich der sächsische Bevollmächtigte im Reichstag. In seiner Anschauung von unsichtbaren Ketten offenbarte sich eine ganz eigenhümliche Empfindung. Was die Außenwelt nicht sieht, thut auch nicht weh, so etwa meinte Herr Krüger.

Für Leute, die sonst immer predigen, der Sozialismus werde alle Individualität auflösen, ist das ein bemerkenswerther Ausspruch. Was nur diese sozialdemokratischen Redakteure haben! Da klappt einer Berg im Gefängnis. Aber das thut ja nicht weh und dann, das Publikum sieht es ja nicht. Man hat den Redakteur Schulze gefesselt durch die Stadt geführt; aber man versuhr dabei mit solchem Zarigefühl, daß die zierlichen Kettchen ja nicht von jedem neugierigen Auge eines Spaziergängers erblickt werden konnten. Mühte denn der p. t. Schulze seine Fesseln einem Freunde zeigen, der gerade vorüberging?

Es schmerzt nicht, was vor der Welt verborgen bleibt. Wer sich erst zu diesem Gedanken emporschwingen und von lächerlicher Empfindsamkeit befreien könnte! Er würde manchen barschen Ton und manche noch barschere Behandlung gelassener ertragen, wenn er sich gebuldig vorhielte: Aber das geschieht ja z. B. auf einer Polizeiwache, in einem inneren, vor müßiger Neugier bewahrten Räume; das thut ja nicht weh. Was sollen die Protekte wegen Strafbehandlung? Wenn man den sozialdemokratischen Schriftsteller so behutsam fesselt und ins Gefängnis überführt, daß die Fesselung nicht sichtbar ist, warum schreit dann der Mensch noch? Ein Menschenbewußtsein allerdings giebt es, das sich meldet; ein Ehrgefühl, das wach und rege ist, gleichgiltig, ob man beobachtet wird oder nicht. Einen brennenden Groll über erlittenes Unrecht giebt es, und wenn auch kein Dritter Zeuge der Unbill war. Allein das sind Aeußerungen eines verzärtelten Gewissens. Wer sein robustes Normalgewissen hat und immer nach den Grundsätzen der „anständigen Herrengesellschaft“ handelt, in dessen Fleisch werden die unsichtbaren Ketten auch nicht einschneiden. Das gesunde Normalgewissen erschauert erst, wenn die Blicke aller Welt eine Schmach erkennen. Was in der verschwiegenen Zelle vorgeht,

je nun, das berührt die Welt der Gerechten nicht. Man sieht's nicht, also fühlt der Betroffene keinen Schmerz.

Man sollte eigentlich schon zufrieden sein, daß die sächsischen Herren, die doch die Gemüthlichkeit selbst sind, nicht noch unwilliger werden, wenn sie so vorlaute Klagen vernehmen müssen, wie die der politischen Sträfl. ge. Herr v. Stumm, der neuerdings so warm- und offenherzig für die Prügelstrafe eintritt, würde auf derlei Klagerufe überhaupt nicht erwidern. Sieh da noch Placereien mit Leuten aufladen, die sich eines verfeinerten Selbstgeföhls rühmen. Thorheiten über Thorheiten! Ein sozialdemokratischer Redakteur braucht kein Zugufgefühl zu haben. Das wäre noch schöner. Es giebt beispielsweise eine Manier gutsituirter Leute, einen armen Teufel zu demüthigen, die nicht einmal in rauhen Worten liegt. Man kann den Armen so eigenthümlich anblicken, daß ihm das Blut in das Gesicht steigt. Warum schafft sich dieser Mensch nicht ein Gewissen an, das derlei Zimperlichkeiten nicht kennt? Und dieses Gewissen müssen sich eben die Verbrecher aus politischer Ueberzeugung auch anschaffen. Wer konnte denn den Besagten daran hindern, fröhlich lächelnd zu erklären, er habe einen Morgenspaziergang vorgehabt? Die Leute, die er während des Transports traf, hätten es ihm schon geglaubt. Die Ketten waren ja verdeckt. Nur die verdammte Humanitätsduselei unserer Tage kann dabei etwas finden, das den Menschen niederdrückt.

Das ist nun auch wieder solche nichtsnutzige Empfindsamkeit, die sich in Köln an gewisse Polizeibaten knüpft. Warum mußte auch Herr Fassbinder in ihrem weiblichen Ehrgefühl gekränkt sein? Den verfeinerten Luxus können sich Frauen gestatten, die einen Wagen bereit stehen haben, wenn sie aus einer Abendgesellschaft kommen; oder hinter denen wenigstens eine ritterliche Schutzgarde einhertrötelt. Aber wer diesen Luxus sich nicht gönnen kann, der darf auch nur mit dem bürgerlichen Normalgefühl kommen, und das richtet sich nach dem Ausspruch: Geschieht Deine Kränkung nicht vor zwei Tausenden von Zeugen, so hast Du kein Recht, gekränkt zu sein. Ein unbescholtene Mädchen wird wie eine Dirne aufgegriffen. Sie ist über die Behandlung, die ihr widerfährt, in ihrer ganzen Persönlichkeit erschüttert. Aber was thut das. Es sieht's ja niemand. Herr Kiefer, der Schuhmann, ist noch erkaunt, wie sich das Fräulein „man so hat,“ würde man in Berlin sagen. In seiner Verwunderung über das zimperliche Gethue wird er ungeduldig und so erfüllt er denn seine Pflicht mit strengem Nachdruck. Wenn wir erst zu einem polizeilich geachteten Bewußtsein unserer Persönlichkeit gekommen sind, dann werden die Bitterkeiten im Umgang zwischen Polizei und Publikum schon aufhören. Wenn ein junges Mädchen erst nicht aus verletztem Selbstgefühl in thörichte Erregung geräth, so wird sie dem sitirenden Schuhmann wie ein Lämmlein folgen und sich damit trösten: „Es ist ja dunkel am Abend, es sieht's die Menge nicht.“ Dann wird das Mädchen nicht durch hysterisches Schluchzen und Weinen seinerseits den Schuhmann aufregen, und Szenen, wie die im Kiefer'schen Prozeß, werden den Schutzleuten erspart bleiben. Die Mutter der Fassbinder, die es mit ansehen mußte, wie ihre widerstrebende Tochter zur Wache gezerrt wurde, hat gleichfalls nicht die polizeiliche gebotene Gemüthsruhe bewahrt. Ihr Muttergefühl war eben überreizt. Wäre das nicht gewesen, sie hätte die Hände nicht über dem Kopf zusammenschlagen, sondern sie lieber in Entsagung gefaltet und gesprochen: Folge ruhig, mein Kind, und mucke nicht. Wir alle stehen in Polizeihand. — Die aufgestörten inneren Gefühle sind an allem Lärm und an aller Unzufriedenheit Schuld. Die Verzärtelung der Persönlichkeit geht schon so weit, daß man die Prügelstrafe selbst dann als infamierend betrachtete, wenn der Sträfling auch nicht einmal vor seinen Mitgefangenen geprügelt wurde. Damit ihn kein Schmerzensschrei verriethe, könnte man ihm ja ein Knebelchen in den Mund thun. Früher und noch zur Zeit der gefelichen Prügelstrafe bei den Soldaten wurde, der Abschreckung wegen, die Sache öffentlich abgemacht. Heute thut man bereits, als sei die Menschenwürde verletzt, wenn ein sozialdemokratischer Redakteur so vorsichtig gefesselt wird, daß es andere als er und sein Transporteur nicht merken.

Was die Welt nicht sieht! Welche fürchterlichen Kapitel verborgen sich oft darunter! Eins der entsetzlichsten hat dieser Tage in der Schweiz Aufregung verursacht und an düstere deutsche Prozesse wider einzelne Rettungs- und Heilanstalten erinnert. In der Stadt des Rindli-Fresser-Brunnens und des Bärenzwingers, in der Bundesstadt Bern, giebt es eine staatliche Rettungsanstalt für gefallene Mädchen. Einer ihrer obersten Verwalter war ein viel angesehener Bürger, ein wenig muckerisch wohl, vielleicht aber gerade darum eine besonders geeignete Stütze der Gesellschaft. Das Berner Patriziat hielt große Stücke von ihm; und kein Mensch hätte es seinem glatten Gesicht angesehen, welcher Sturm von Wollust und Bestialität im Innern dieses Menschen tobe. Jahre lang hat der Mann unmenschlich gewüflet; in Bern, der traulichen, der lauschigen alten deutschen Stadt mit ihren schattigen Laubengängen, wo Laden an Laden eng sich aneinander reihet, mit ihren Gäßchen und ihrem Winkelwert, wo doch alles so nah zu einander rückt, wurde nichts laut davon. Die Welt hat nichts gesehen. Aus den Käfigen der unglücklichen drang kein schmerzvolles Gesöh'n auf die Gasse. Mit raffinirter Grausamkeit wurden die Mädchen und Frauen, die das Unglück in die Rettungsanstalt führte, mißhandelt. Es läßt sich nicht erzählen, worauf Wollust und Bestialität im Verein führten. Was aus dem Prozeßverfahren in die Öffentlichkeit drang, ist entsetzlich genug. Bierzehn- und fünfzehnjährige

Mädchen wurden splitternackt an einen Stuhlblock gebunden und geprügelt, als wären sie deutsche Pfandweiber in Afrika. Erst durch eine Mißhandlung, die ganz unelig ausfiel, kam das Treiben an den Tag, und ein irrsinniger Verbrecher, ein völlig defizitärer Unmensch wurde entlarvt.

Man muß bedenken, in diese Anstalt wurden besonders Mädchen geführt, deren Jugend und deren Umgebung so erniedrigt war, daß diese verlorenen Frauen im zarten Alter dem „Laster“ verfielen. Vom „Laster“ sollten sie noch kurirt werden. Das Muckertum einer republikanischen Bourgeoisie dachte, die Gefallenen der Frömmigkeit wieder zuführen zu müssen: durch Buße natürlich, durch Buße und Erbauung, wie das dem Muckertum schon so eigen ist.

In diese finsternen Seelen leuchtet kein Strahl des freudevollen Erbarmens. Wenn in der Faust-Tragödie um Grethchen's Schuld geringen wird, dann erklingt die heiter-erbarmende Stimme: „Gerettet! Amtlich heißen Anstalten, wie die in Bern, gleichfalls Rettungsanstalten. Wenn eine Stimme aber von der Höhe erklingen sollte und sie spräche im Hinblick auf das Schicksal so vieler Mädchen, die da verwarnt und verwahrt werden: „Sie sind gerettet!“ — mit welchem schneidend satirischen Ton müßte diese Stimme erfüllt sein! —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

h. d. „Ordensritter“. „Kinder! Ru wartet noch 'n bißken! Erst woll'n wir uns noch eene ins Gesicht stecken!“ ruft ein junger Mann dem Schwarm nach, der laut sprechend und lachend die Stille der Nacht aus den dunklen Straßen jagt. Pf — Pf! Das aufblühende Streichholzchen beleuchtet einen Augenblick den Sprecher. Die Hitze und Bewegung des Tanzes zittern noch in seinem Gesicht. Unter seinem offen gelassenen Mantel leuchtet etwas auf seiner Brust auf. Est! Das Streichholz erlischt. Er geht mit großen Schritten dem Schwarm nach. An der nächsten Ecke erreicht er ihn.

„Gute Nacht! — Wünsche angenehme Ruhe! — Gute Nacht! Gute Nacht! — Unfinn; es ist ja schon Morgen!“ — Winken, Handeschütteln, der Schwarm hat sich an der Ecke zerstreut. Der junge Mann bleibt mit einigen jungen Mädchen und Freunden stehen. „Na, wir geh'n doch noch ins Casé!“

„Ach nein, das wird zu spät!“
„Aber, Fräulein Grethe! Sie werden uns doch nicht zu guterleht im Stich lassen!“

„Aber nein — das geht doch nicht!“
Er faßt sie unter: „Ach was — gehen wir!“

Die anderen Paare folgen lachend hinterdrein. Niemand begegnet ihnen; sie sind jetzt die Herrscher in der Straße. Doch, da hinten flackern grelle Lichter auf dem Straßendamm. Helles Rochen und Schlagen, dumpfes Stampfen durchdringt die Nacht. Die vom Ball Heimkehrenden werden stiller, je mehr sie sich dem Platz nähern, an dem so lautes Leben herrscht. In dem hin und her gewetzten Schein offener Flammen arbeiten Mochige, schwarze Gestalten. Das Pflaster ist aufgerissen. Der Asphalt und der Zement ist aufgeschichtet neben den schwarzen Löchern, die wie Wunden des Straßendamms aussehen. Die Männer arbeiten, ohne zu sprechen. Selten sieht einer auf, wenn er ein Stück Werkzeug hochnimmt und die Zwischenheitze an die neuen Schienen setzt, die in das Pflaster eingesägt werden. Sein Blick streift huschend die Umstehenden, die wohl den Mantel tragen gegen den kalten Wind hochgeschlagen haben aber die Mäntel selbst auf der Brust offen lassen. Ihre weiße, angeschmutzte Wäsche, ihr schwarzer Rock ist zu sehen — auf der linken Rockseite leuchten blanke Flecken auf. Die Damen sind in lange Mäntel gekleidet, doch leuchten unten die Ballschuhe und die Kleider, weiß, rosa und hellblau, hervor. Sie starren stumm auf die Arbeitenden. Sie hatten es beinahe vergessen, daß auch sie in wenigen Stunden wieder ins Geschäft müssen.

„Na, nu' aber in's Casé!“
Die wenigen Stunden sollen nun auch noch ausgelöst werden. . . Die Gesellschaft kommt wieder zurück. Die Arbeiter sind fertig. Der Straßendamm ist wieder glatt. Die letzten Flammen werden ausgelöscht; der qualmende Asphaltwagen fährt weiter. Sein bläulicher Dunst mischt sich mit der die Straße durchziehenden Morgendämmerung. Die Gesichter der Heimkehrenden sehen so farblos aus wie die graue Luft. Nur unter den Mänteln sehen die Menschen, die von innen die Häuser ausschließen und zur Arbeit eilen, blanken Glitter aufleuchten.

„Auf den Sonntag freu' ich mir!“ summt einer der „Ordensritter“. Er blickt stolz und zärtlich auf seine geschmückte Brust und dann auf seine Begleiterin: Sie hat ihm alle ihre Orden angesteckt. . .

Theater.

Im Lessing-Theater wurde am Freitag eine gesellschaftliche Satire „Das grobe Hemd“ von Carlweis zum ersten Male aufgeführt.

Eine Satire ist wohl ein bißchen zu viel gesagt; denn vom ehrlichen Ingenuus, der die Satire ausmacht, ist das leichtere, satirische Possenspiel des Wiener Carlweis meilenweit entfernt. Dem Wiener Autor hilft die alte künstlerische Ueberlieferung und giebt ihm einen natürlichen Vorsprung vor den elenden Volksstück-Skribenten, die im heutigen Berlin duzendweise emporwachsen. Darum ist Carlweis noch lange kein ursprüngliches satirisches Talent. Hinter dem satirischen Getöse, das manchmal sehr witzig, sehr erheitend wirkt, steckt keine Lebensstiefe. Nicht eine Zelterscheinung an sich

weckt den Spott von Carlweis, sondern deren modische Entartungsform. So lehrt sich sein satirisches Spiel im groben Hemd nicht einmal gegen sozialistische Mittläufer und „andächtige Schwärmer“, die gleich erschrecken, wenn ihnen die Thatsachen auf den Leib rücken; sondern es nimmt geradezu das sozialistische Eigerthum auf Wienerischem Grund aufs Korn.

Mit bewußtem Sozialismus hat das Stück denn gar nichts zu schaffen; auf ihn geht Carlweis nicht ein; ihn zu treffen, hütet er sich wohl. Er umgeht ihn und hilft sich mit bequemen Phrasen, wie etwa: Das ist zu ernst, das sind Dinge, mit denen sich nicht spielen läßt.

Andererseits darf man von seiner Verklärung des gesundbürgerlichen Menschenverständes im wienerisch-gemüthlichen Sinne sich nicht blenden lassen. Wie der alte Schöllhofer dem Sozialistengigel, seinem Sohn, im „grobe Hemd“ zuruft: Das ist ja alles unecht, so kann man dem Autor des Schauspiels zurufen: Du spielst bei Deiner Beweisführung mit falschen Karten. Ein Mann, der durch Ausbeutung von Kinderarbeit und ähnliche bürgerlich-ehrliche Mittel vom einfachen Arbeiter zum Millionär sich „emporschwingt“, wie der alte Schöllhofer es that, bevor die Gewerbe-Inspektoren das Geschäft hörten, ist jedenfalls ein höchst zweideutiger „guter Kerl“. Wenn der alte Schöllhofer sagt: Einen ersparten Tausender (Tausend-Guldenschein) habe ich zum anderen gelegt, ein einziges Mal habe ich mir ein Theatervergnügen gegönnt, so läßt er mindestens so sehr, wie sein Sohn, das sozialistische Eigerl, der über die Besitzlosen und Enterbten seufzt, und seine theuren Kostüme fürs Nadeln und Lawn-Tennis-Spiel nicht missen kann. Das sind Taschenspieler-Kunststücke, nicht poetische Lebenserkenntniß und Wahrheit.

Geknüpft und gelöst werden die Vorgänge, wie es in alten Volksstück-Mustern üblich war.

Der alte Schöllhofer geht auf den Ealmisozialismus seines Sohnes ein; besonders da es ihn empört, daß ihm vorgehalten wird, an seiner Million Hebe ein Mal. Auch höchst einfache Weise dozirt der Alte seinem Sohn, daß Geld niemals riecht. Er erinnert sich die Finte, er habe sein ganzes Vermögen auf der Börse verpielt. Vater, Tochter und Sohn beziehen in der Vorstadt eine kleine Wohnung, und der sozialistische Sohn ist wie umgewandelt, seit er sich sein Geld selbst verdienen soll. Aus dieser Komödie der Irrungen erwächst der Spaß. Der Sohn und manch' anderer mit ihm hat die „Goldprobe“ nicht bestanden, man kehrt zu den Fleischlöchern des Alten zurück. Der Sohn ist „geheilt“, er erkennt: „Besitz schändet nicht“, und die bourgeoise Ethik ist wieder einmal gerettet.

Beim Publikum interessirte am meisten der Akt, in dem in wickblatt-mäßigen Einfällen vom alten Schöllhofer „Armuth“ gespielt wird. Man könnte dem Verfasser einwenden: Auch das ist kein Spielzeug, aber so ernsthaft darf man ihn nicht nehmen.

Schauspielerisch stand Dr. Tyrolt vom Wiener Volkstheater als Gast im Vordergrund. Sein alter Schöllhofer war als Wiener Vorstadtbürger eine echtere Studie, als die des Verfassers selber. Von der wienerischen Manier, allzu absichtlich ins Publikum hineinzuwirken, ist Dr. Tyrolt freilich auch nicht frei. Der alte Schöllhofer mit dem robust-rothen, weinrothen Gesicht und den kleinen, nicht gerade geistvollen, aber bauernschlauhen Augen; mit seiner besonderen Probenoblese und Gutmüthigkeit in nebensächlichen Dingen; mit seiner scharf-realen Auffassung vom „Recht des Besitzes“ im allgemeinen: das war eine durchaus geschlossene, schauspielerische Gestalt. Viel vom Beifall galt Herrn Tyrolt.

Musik.

-er-. Konzerte. Die musikalische Mittelmäßigkeit hat heuer keinen volleren Triumph gefeiert, als an dem Abende, da uns ein Herr Otto Herbig eine Reihe eigener Arbeiten vorführen zu müssen glaubte. Es war von traurigster Lustigkeit, eine Symphonie zu hören, in der mit kläglichster Sorgfalt auch nur halbe Gedanken, poetische Empfindungen, rhythmische Gliederung und ein symphonischer Bau vermieden sind und auch nicht eine individuelle Phrase den verwegenen Angriff einer grausamen Talentlosigkeit zu entschuldigen vermochte. Es gab auch einige kleinere Sachen, eine Streicher-Serenade, ein Violoncell-Konzert, eine „Fidelitas“-Ouverture; überall der Eindruck, daß der veragenden Natur von Herrn Herbig schlimme Gewalt angethan wurde. — Von dem Pariser Geschwisterpaar Madeleine und Jean ten Have ist der weibliche, zugleich der künstlerisch stärkere Theil. Madeleine spielte Schumann's G-moll-Sonate und mit ihrem Bruder die erste Klavier-Violin-Sonate von Saint-Saëns mit stiegender, durchgearbeiteter Technik, mit intelligentem Erfassen des geistigen und gemüthlichen Inhalts der Tonstücke und mit belebtem Feinsinn in den Anschlagsarten. Bruder Jean's Weigenpiel hat kleinen Ton, kleine Technik und kleine Seele; so erschienen die F-dur-Romane Beethoven's und Joachim's Violinvariationen als freundliche Durchschnittsleistungen ohne würdigen, innigen und großen Charakter. — Fr. A. D. S. ann thut unrecht, ihren warmen Mezzosopran zur Sopranhöhe forciren zu wollen. Sie sang einiges von Brahms und Schumann mit wirklicher Empfindung, die sich sogar so weit steigerte, daß sie die Sängerin vom Gefühlsathem Worte zerreißen ließ. In der Kunst sieht jedoch der Athem über der Ueberchwänglichkeit des Gefühls. — Eine wirkliche Sopranistin ist Fr. Elise Böhn, deren ausgeprägte Kraft des Ausdrucks nach der Bühne zu verlangen scheint.

Stimmtechnische Mängel in der Mittellage und Tiefe verhindern sie zwar, die weiche Anmuth und die melodische Reuscheit Brahms'scher und Jensen'scher Lieder völlig auszuschöpfen, aber es zeigte sich doch in allem eine gesangskünstlerische und geistige Bedeutsamkeit, die baldige Reise ankündigte. Mit Fel. Böhm zusammen konzertierte der Pianist Max Landow, der eine Menge seiner künstlerischer Jüge durch eine süßgezierte Romantik verdunkelte. Er spielte Brahms und Schumann mit den ausgeprägten Merkmalen und mit der Herausforderung des eigenhümlichen Geistes dieser Meister, aber seine Technik blieb uns dann manches schuldig, wenn seine Empfindung sozusagen sachlich war, und seine Empfindsamkeit verlor dann jede männliche Selbstständigkeit, wenn seine Fertigkeit hervorragend wurde. — Einen klar gestaltenden und hervorragend subjektiven Künstler lernten wir in Dr. Otto Meißel kennen. Ist es an sich eine große physisch-technische Leistung, die drei großen Beethoven'schen Klavierkonzerte C-moll, G-dur und Es-dur an einem Abend zu spielen, so muß die Herausarbeitung der außerordentlichen geistigen Mannigfaltigkeit dieser Werke wirklich bewundernswürdig erscheinen. Besäße Dr. Meißel wärmere Sinnlichkeit des Anschlags, er wäre ein nach allen bedeutenden Seiten hin idealer Beethovenspieler.

Der Verein der Freimüthigen hat gelegentlich eines Wohlthätigkeitsfestes eine verschollene einmalige Buffo-Oper von Floto: „Wittve Grapin“ aufführen lassen. Der Komponist der „Stradella“ und der „Martha“ war ein melodienreicher Kopf; die in verdienter Vergessenheit schlummernde „Wittve“ wird seinem Ruhme nicht schaden. —

Erziehung und Unterricht.

— Erste Deutsche Handelshochschule in Leipzig. Seitens der sächsischen Ministerien des Innern sowie des Kultus und öffentlichen Unterrichts ist die Errichtung einer ersten Deutschen Handelshochschule in Leipzig beschlossen worden. Dieselbe wird zu Ostern dieses Jahres eröffnet werden. Junge Kaufleute, die für den Besuch der Handelshochschule die erforderliche Reife besitzen, können ihre Anmeldungen schon jetzt an die Kanzlei der Handelskammer zu Leipzig richten. —

Psychologisches.

— Rechenkunst und Schwachsinn. Ueber einen Vortrag, den Dr. Theodor Heller, Leiter der Erziehungsanstalt für geistig abnorme Kinder in Wien-Grünzing, über das Thema „Rechenkünstler“ gehalten hat, berichtet die Monatsblätter des Wissenschaftlichen Klubs in Wien. Die Eigenart der Rechenkünstler, so führte der Vortragende aus, sei nichts Anderes, als eine Form des angeborenen Schwachsinn's. Dr. Heller erinnerte an die Lehren der modernen Psychologie, die kein einheitliches Gedächtniß gelten läßt, sondern eine Mannigfaltigkeit von Einzelgedächtnissen annimmt. Diese Theilgedächtnisse stehen unter normalen Verhältnissen im innigsten Zusammenhange. Unter pathologischen Verhältnissen können sie hingegen isolirt sein, und das ist bei den Rechenkünstlern der Fall. Entspräche die gesammte geistige Entwicklung der Rechenkünstler dem ihres Zahlengedächtnisses, so wäre gar nicht auszudenken, wie sich das Bewußtsein eines derartigen Uebermenschen gestalten könnte. Thatsächlich steht aber dem enormen Zahlengedächtnisse eine Schwäche aller übrigen geistigen Funktionen gegenüber. Wenn wir die Lebensschicksale der Rechenkünstler verfolgen, so treffen wir immer wieder auf drei Momente. Zunächst entstammen sie fast immer den ärmlichsten Verhältnissen, ihre allgemeine Bildung ist durchschnittlich auffallend gering; ihr Zahlensinn erwacht, bevor sie eine schulgenähete Unterweisung erhalten haben, und trotz ihres immensen Zahlengedächtnisses ist ihr Gedächtniß für andere Materien nicht entwickelungsfähig. Der Vortragende bewies dies, indem er den Lebenslauf berühmter Rechenkünstler, wie Jacques Jmaudy's und Moriz Frankl's, schilderte. Jmaudy lernte kaum die Ziffern schreiben, zeigte kein Verständniß für die Geometrie und für die Erscheinungen der Natur. Moriz Frankl erwies sich als unfähig zur Erwerbung eines geordneten elementaren Wissens. Der Hamburger Rechenkünstler Zacharias Dase war ein Epileptiker, dem Genuße alkoholischer Getränke besonders ergeben und von überaus schwacher Intelligenz. Das Interesse der Rechenkünstler bleibt einseitig auf Zahlen und Zahlenwerthe beschränkt. Diefür legt eine Begebenheit aus dem Leben des Rechenkünstlers Burton beredtes Zeugniß ab. Dieser besuchte auf Veranlassung eines Mitgliedes der königlichen Societät der Wissenschaften in London das Theater, in welchem Garrick König Richard III. darstellte. Auf die Frage, was er von dem Drama behalten habe, gab er die Zahl der Schritte, welche die Schauspieler gemacht hatten, und die Zahl ihrer Wörter an. Die letztere, 12 445, erwies sich bei ihrer nachträglichen Prüfung als richtig. Bemerkenswerth sei, daß die großen Mathematiker zum Theile gar keinen Zahlensinn aufweisen, zum andern Theile aber ihn mit zunehmendem Alter in demselben Maße verlieren, als sie sich mit hohen mathematischen Problemen beschäftigen. Der Vortragende findet endlich ein enormes Zahlengedächtniß mit Schwachsinn ebenso vereinbar, wie das gute musikalische Gedächtniß mit ausgesprochenem Idiotismus. —

Aus dem Thierleben.

t. Von einem Walfisch, der ein Schiff angegriffen, berichtet der „Zoologist“. Vom Schwertfisch ist es bekannt, daß er

gelegentlich den Kampf mit einem bemannten Boote aufnimmt, bei Walfischen müssen solche Angriffe selten sein. Neulich passirte es einer englischen Bark von 300 Tonnen Raumbelastung zwischen Neu-Seeland und Sydney, daß sie von Walfischen angegriffen wurde. Sie fuhr bei günstigem Winde dem australischen Hafen zu, als zwei Walfische in Sicht kamen, die sehr schnell durch das Wasser schossen. Plötzlich änderten sie ihre Richtung und schwammen gerade auf das Schiff los. Als sie es erreicht hatten, tauchte der eine unter, der andere aber warf sich mit mächtigem Stöße gegen das Fahrzeug. Dieses wurde beschädigt, erhielt aber dank der Anordnung seiner Fracht, die aus Holz bestand, kein Leck. Uebler erging es dem Angreifer selbst. Als das Thier nach schwachen Zuckungen in dem Wasser verschwand, färbte sich dieses roth von seinem Blute. Zufällige Zusammenstöße zwischen Walfischen und Booten kommen begreiflicherweise häufig vor, hier handelte es sich aber zweifellos um eine böse Absicht des Thieres. —

Technisches.

— Ein neues Brauverfahren hat sich ein Berliner Braumeister patentiren lassen. Das Verfahren beruht auf der Verwendung von Malzmehl, indem das Malz vorher von den Hülsen und Blattkeimen befreit und vermahlen wird. Dieses Malzmehl wird mit Hülse eines in die Würze einzuführenden Filterbodens von dem verbleibenden Mehlteig getrennt; letzterer soll zur Herstellung von Brot Verwendung finden. Der Erfinder der Methode bezweckt mit dieser die Erzielung einer höheren theoretischen Ausbeute, die Gewinnung einer von Nebengeschmack freien Bierwürze, wie neben der erwähnten Verarbeitung des verbleibenden Mehlteiges zu Brod auch noch die Hülsen als Viehfutter Verwendung finden sollen. Ferner würde das Verfahren auch in den Ländern, wo die Versteinerung nach dem Volumen stattfindet, naturgemäß eine dem Wegfall der Hülsen proportionale Steuer-Reduktion zur Folge haben. Da die Hülsen bekanntlich sehr reich an Diansäure sind, das Malzmehl an dieser aber einen zur Verzuckerung schon hinreichenden Gehalt hat, so wären die Hülsen auch für Brennerereien zur Einleitung der Verzuckerung, an stelle des jetzt üblichen Grünmalzes, mit Vortheil verwendbar. —

Humoristisches.

— Probat. „Wie machst Du 's denn, Bader, daß Dir an den Sonntagen bei dem großen Andrang nicht die Hälfte von Deinen Kunden wieder davonläuft?“ — „Ganz einfach! Wenn Einer den Kopf zur Thür 'reinsteckt, muß ihm mein Lehrbub' schnell mit dem großen Franktpinsel voll Seifenschaum ins Gesicht fahren. Da kann keiner mehr fort!“ — „Eine gute Seele. Student: „Heute bleibst mein Schneider aber lange aus!“ — Freund: „Willst Du ihn denn bezahlen, daß Du ihn so sehnüchlich erwartest?“ — Student: „S' bewahre, aber weil er gewöhnlich um diese Zeit kommt, giebt ihm meine Hauswirthin immer der Kaffee für mich mit heraus.“ — „In der Chemiekunde. Professor: „Was geschieht mit Gold, wenn man es an der freien Luft liegen läßt?“ — Schüler (nach längerem Nachdenken): „Es wird gestohlen!“ — („Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— In Mainz sind mehrere Verwaltungsbeamten des städtischen Gaswerkes wegen Unterschlagungen verhaftet worden. Die Mißwirtschaft datirt seit vielen Jahren. — Die tschechischen Bauern, die jüngst zum Landes-Rabbiner von Währen kamen, um zum Judenthum überzutreten, gehören einer spiritistischen Sekte an, die bloß das alte Testament anerkennt und den Sonnabend statt des Sonntags heilig hält. Ihr Führer ist ein Arzt. Die Leute werden aus der katholischen Kirche austreten und sich konfessionslos erklären. — In Budapest fälschte ein Gutsbesitzer Wechsel in der Höhe von 100 000 Gulden auf den Namen seiner Frau und den des Ministers Perczel, begab diese Wechsel und flüchtete nach Amerika. — In Lubinka, Gouvernement Moskau, ist ein dreistöckiges Gebäude eingestürzt; 21 Personen wurden unter den Trümmern begraben; 7 sind schwer verletzt. — In Bombay sind in der vergangenen Woche 927 Personen an der Pest gestorben. — Eine Feuersbrunst zerstörte in Gloversville, Staat New-York, das größte Hotel. 12 Menschen sind dabei umgekommen. — In den Vereinigten Staaten dürfen in bis jetzt 300 Städten Kinder unter 15 Jahren sich im Winter nicht nach 8 Uhr abends, im Sommer nicht nach 9 Uhr auf der Straße sehen lassen. Man will dadurch der Entwicklung des jugendlichen Verbrechertums entgegenarbeiten. — In Tacoma (Washington, Nordamerika) wurde Miss Fuller, eine Journalistin, zum Hafenmeister ernannt. — In der Magalhaens-Strasse, an der Südpolise von Südamerika, ist der Dampfer „Matura“ am 12. Januar gescheitert; 15 Mann von der Besatzung sind nach Punta Arenas gelangt, von den übrigen fehlt noch jede Spur. —